

Nr. 105. Bromberg, den 11. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von **Sophie Kloerss.**

(16. Fortsetzung.

„Fräulein Ilse —.“ Sie fuhr zusammen. „Haben Sie fünf Mi nuten Geduld für mich?“

Er würde doch nicht? — Wo sie es mit Riekchen so nett in ein günstiges Fahrwasser gebracht hatte? — „Fünf Minuten? Sagen wir drei. Oder wollen Sie auch in die anonymen Briefe hinein?“

„Ich bin ja schon drin!“

„Wie?“

Er berichtete. „Und nun will mein Onkel — Sehen Sie, es ist ja für Riekchen unsagbar unangenehm, wenn sie das erfährt, und sie weiß nicht, wie ich mich dazu stelle — — —“ Er sah sie flehend an. So, als hoffe er noch immer auf ein Wort, das ihn aus dem Gemüsegarten in den Rosenhain riefe. Aber Ilse war nicht im geringsten geneigt, den Rosenhain zu öffnen. Im Gegenteil, sie schob ihn noch viel tiefer in den Gemüsegarten.

„Ja, da bleibt Ihnen doch nur ein Weg, Georg. Sie müssen mit Riekchen verlobt sein, ehe sie etwas von diesem Brief weiß. Denn wenn Sie und Ihr Onkel auch strengstes Stillschweigen bewahren, der Schreiber, der dem armen Riekchen entschieden einen Possen spielen will, wird sein Gift auch schon vor anderen ausspritzen. Hat er vielleicht schon getan. Soll Riekchen darunter leiden? Die ist viel zu gut dazu. Ich glaube, Sie haben überhaupt keine Ahnung, wie gut sie ist. So ehrlich, so treu in Freundschaft und Liebe, so selbstlos —, ich fürchte nur, daß sie viel zu gut ist für Sie.“

„Oh, aber — — —“

„Sie würde Sie maßlos verwöhnen. Sie werden dick und bequem werden. Sie werden nie wissen, was für einen Schatz Sie sich da gewonnen haben, denn Riekchen würde es Ihnen nie vorhalten, und das muß man tun, wenn die Männer in ihrem Egoismus —“

„Bin ich so egoistisch?“

Da mußte Ilse lachen. Nein, der gute Junge würde seiner Frau das Leben nicht schwer machen. „Sie gewinnen das große Los, Georg, wenn Sie Riekchen heimführen. Ich kann Ihnen das eidlich geben, denn sie steht mir so nahe wie keine andere Freundin.“

„Ja, ja — aber die Mutter —“

„Die fällt Ihnen um den Hals. — Warum sehen Sie denn so unglücklich aus. Tante Jessen ist eine sehr nette Dame. Sie dürfen nur nicht dulden, daß sie in Ihrem Hause gleich Herrenrechte beansprucht. Und überhaupt, wenn einer solch Glückspilz ist, daß ihm das Schicksal Riekchen Jessen geradezu in die Hand spielt, der kann auch wohl eine aufgeregte Schwiegermutter in Kauf nehmen. Etwas ist überall dabei.“

Da sagte Georg Grützmann mit einem allerletzten Versuch: „Und Sie, Fräulein Ilse? Ich dachte einmal —“

„Sie dachten, ich würde mich auch bald verloben, nicht? Haben viele Leute gedacht und dachten alle vorbei. Nein, ich werde eine nette, alte Familientante, und wenn wir dreißig Jahre älter sind, komm ich jeden Donnerstag zum Whist und — — — So, da klingelt Eitel Bostrup, die Kinder sind fertig. Nun bringen Sie uns nach Hause. Ich geh' mit Eitel Bostrup voran, und Sie können mit Riekchen nachgehen. Und wenn wir dreimal um den Markt sind — oder wollen wir viermal sagen? —, dann brauchen Sie keine Angst mehr vor anonymen Briefen zu haben. Hand drauf?“

Georg schlug ein, wenn es auch nicht sehr mit Eifer geschah.

Ja, ja. Dann war es also nicht anders. Ilse nahm ihn nicht. Auch dann nicht, wenn der kleine infame Däne nicht mehr um den Weg war. Und heiraten mußte er wohl, das gehörte einmal zum Leben, und zu Schmalebeck ganz gewiß. Und Riekchen war ein gutes Mädchen, ein ganz ausgezeichnetes Mädchen. — Ein versöhntes Licht ging über der Stunde auf.

„Kommen Sie,“ sagte Ilse und legte die Hand auf den Arm des Zeichenlehrers. „Sie dürfen mich führen, denn es ist abscheulich glatt heute abend, und mir schwant, Georg Grützmann wird wohl genug mit Riekchen Jessen zu bereden haben. Die scheinen noch eine Extraüberraschung für morgen in Szene setzen zu wollen. — Ach, ist die Luft herrlich. Da im Saal ist ein ewiger Müff. Gehen wir noch ein bißchen um den Markt.“

Was tat der fidele Zeichenlehrer lieber, trotz seiner Fünfundvierzig, als Arm in Arm mit einem hübschen Mädchen beim matten Sternenlicht durch die Nacht zu wandern. Wenn er auch keinen Mantel trug, er trug nie einen, so wurde ihm warm genug von der reizenden Nachbarschaft. Er fing an zu improvisieren.

> „Glück ist nicht Glück allein, man muß es auch fangen,
> Mir ist ein reizendes Glück in die Arme gegangen.“

„Höchstens an den Arm. Und dann hinken auch wieder verschiedene Versfüße.“

„Laßt sie hinken. Bei meinem Eid, — Das sieht man nicht in der Dunkelheit.“

„Nein, Herr Bostrup, wenn Sie unerträglich werden, kürze ich den Weg ab. Trotz Georg Grützmanns und Riekchens Überraschung.“

„Wovon befehlen gnädigste Mamsell, daß ich reden soll?“

„Erzählen Sie mir von Ihren Schülern. Gucken Sie noch durch die Beine?“

„Das ist gar kein Grund zum Hohn. Man sieht die Welt erst richtig, wenn man sie verkehrt herum sieht. Passen Sie mal auf — —“ Wie der Blitz beugte er sich nach vorn hinüber und sah zwischen den gespreizten Beinen durch nach den beiden Nachfolgenden aus. Als er, durch einen kleinen Puff von Ilse zurückgerufen, wieder eine gerade Stellung angenommen, sagte er tiefernst: „Das war der Beweis. Ich habe eben auch zwei Menschen erst richtig gesehen.“

„Das werden die zwei Menschen nicht gewünscht haben.“

„Oh, der dicke, gute Georg! Oh, das brave, gute Riekchen! Was werden das für Musterkinder werden! — Immer aufrecht, nie kopfüber in der Welt.“

Aber Ilse reagierte nicht. „Hat Fiete nun abends bei Ihnen Zeichenunterricht?“

„Hat er. Der Bengel hat mehr Talent für den Stift in seinen Fingerspitzen, als Verstand in seinem ganzen Schädel. Aber die verdrehte Alte! Die war schon ein verrücktes Huhn, als sie noch in unserem Dorf steckte und Line Pimpernelle hieß. Mich konnte sie nie leiden. Ich hatt' ihr mal, als sie zum Konfirmandenunterricht ging, die Röcke mit ihrer Nachbarin von hinten zusammengenäht. Ich war drei Jahre jünger und mußte beim Pastor die Stuben mit Sand streuen, weil mein Vater doch Küster war. Und der Herr Pastor ließ auf sich warten. Und dann blieb ich hinter der Tür, bis sie aufgerufen wurde, und es gab ein großes Hallo. — Sie ging mir nachher aber mit den Nägeln ins Gesicht — ich war acht Tage lang geschunden. Jetzt ärgere ich sie da-

mit, daß ich den Jungen umsonst abends zeichnen lehre. Sie ist Gift und Galle gegen mich."

„Nur, um Mam Eggers zu ärgern, tun Sie ein gutes Werk?"

„Ganz richtig. Aus lauter Bosheit bin ich zu einer guten Tat gekommen."

„Ich glaube, nun könnten wir auch wohl heimgehen."

„Soll ich noch einmal durch die Beine gucken?"

„Ist nicht nötig." Ilse hatte sich gewandt, und als sie Georg und Riekchen Hand in Hand herankommen sah, lächelte sie ihnen entgegen.

„Darf ich morgen kommen und Glück wünschen, Riekchen?"

Die strahlte so, daß man es selbst im matten Nachtdämmern sehen konnte. „Wünsch' mir jetzt schon Glück, Ilse. Du bist die erste, das bringt mir Gutes."

„So glücklich können nun Leute sein, die Geld haben", murmelte Eitel Boftrup in Tragödienton, als er Ilse an ihre Tür brachte. „Wenn ich mein Herz entdecken würde — — mein Herd würde kein Feuer haben für ein häusliches Glück."

„Ihnen würde solch häusliches Glück bald genug zu viel sein. Gute Nacht, Herr Boftrup."

Wie sie in das Haus kam, trat Hanse ihr auf dem Flur entgegen. „Es liegt oben ein Brief für dich, mein Herz." Der Ton sagte genug. Ilse wußte, dieser Brief trug dänische Marken. Sie lief aber nicht hinauf, sie ging mit schweren Füßen. Was stand in dem Brief? Und was wünschte sie, daß in ihm stehen möchte?

Langsam riß sie ihn auf, stellte das Licht dicht daran, las: Meine geliebte süße Ilse! — Es ist dunkel zwischen Dänemark und Holstein, und sie sagen, es wird noch viel dunkler. Und meine Eltern sind so sehr Dänen, sie sprechen kein deutsches Wort mehr, sie wollen keinen deutschen Knecht mehr auf dem Hofe. Wie soll es werden? Die Welt ist nicht hübsch. Ich möchte dir die Augen küssen und die süßen Lippen, und möchte mit dir im Schnee gehen, und in der Ferne spielt der Kantor: Du, du liegst mir im Herzen. — — Ich liebe deutsche Volkslieder und ein deutsches kleines Mädchen, aber man gönnt es mir nicht. Man will mich verheiraten mit einer Gräfin, einer schönen, stolzen Gräfin. — (Das Wort „schönen" war wieder ausgestrichen.) — Sie sieht auf mich herab, denn sie hat zwar weniger Ahnen, aber großen Besitz, und ich sehne mich nach einem lieben Mädchen ganz ohne Ahnen, aber das besitzt mein Herz. Was wollen wir tun, kleine Ilse? Es ist keine Freude zu leben. — Dein sehr trauriger Olaf.

Sie ließ den Brief auf den Tisch fallen und starrte in die Flamme, bis ihr die Augen brannten. War das der Brief, den sie erwarten konnte? Der Brief, den ein Verlobter seiner Braut schrieb? Wenn der Vater diesen Brief las, — wie würde er den Mund verziehen und sagen: „Liebenswürdig, elegant und nichts dahinter. Ganz der Kopenhagener Kavalier." — Aber der Vater würde den Brief nie lesen. Sie hielt das Blatt an das Licht, und als es zu brennen begann, warf sie es in den Ofen, sah zu, bis es ganz verkohlt war, ging — immer mit den starren, tränenlosen Augen — an den Tisch zurück und entzündete eine zweite Kerze. Dann setzte sie sich hin und schrieb die Antwort. Das Zimmer war bitter kalt, aber sie spürte es nicht.

Lieber Olaf.

Wir wollen nicht unnütze Worte machen, wenn es jetzt heißt, einander Lebewohl sagen. Dein Brief hat mich nicht überrascht. Frau von Krog hatte schon bei uns für Aufklärung gesorgt. Tu nach dem Willen Deiner Eltern, es ist sicher das beste für Dich, und ich glaube, es wird Dir auch nicht allzu schwer werden. Du hast die bittere Pille, die Du mir gegeben, sehr überzuckert, ich habe doch die Bitterkeit durch den Zucker geschmeckt. — Ja, es ist dunkel in der Welt, sie sagen es alle, und Du weißt nichts mit dunklen Stunden zu beginnen. So lebe wohl und mach' es mit diesem Brief wie ich mit dem Deinen, überlaß ihn den Flammen. — Es ist ein Sommertraum gewesen — solche Träume verfrieren leicht.

Ilse.

Sie las ihn nicht durch, kuvertierte ihn, siegelte, nahm den abgeworfenen Mantel um die Schulter und ging wieder hinüber zur Post. „Der Brief muß mit der Morgenpost fort, Herr Postmeister", und ohne zurückzuschauen wieder aus dem Hause und heim.

Hanse, die ihr Gehen und Kommen belauscht, trat wieder aus der Wohnstube. „Komm herein, Vater sitzt noch über den Büchern."

„Laß mich zu Bett gehen. Morgen wird ein unruhiger Tag, und ich bin müde." Sie legte einen Augenblick den Kopf auf die Schulter der Mutter und atmete tief auf. „Wie du mich ansiehst. Nein, krank werde ich nicht. Nicht im Kopf und nicht im Herzen. Wir Rottmanns sind eine feste Art. Ich laß mich nicht werfen, Hansemutter."

„Mein herzliebes Kind."

„Ja, du. Du hast mich lieb, hast du nicht? Mutterliebe ist die einzige, auf die Verlaß ist." Und schnell, sich zusammenreißend: „Nebenan singt Tante Helene jetzt Halleluja! — Eben ist es zwischen Riekchen und Georg zum Schluß gekommen. Schlaf schön, Schatzliebste."

Sie ging auf ihr Zimmer und schlüpfte in das Bett und sah durch die Fenster hinaus in die Nacht. Sah die Sterne, frostklar, über den Himmel wandern, glimmen und funkeln, sah die Mondsichel sich zum Horizont neigen, dorthin, wo das Meer hinter den Deichen sang, dachte an den Strand und die leuchtenden Möwen, die an einem wundervollen Sommersonntag über lachendes Jungvolk hinsegelten, und da stieg es ihr doch plötzlich siedend heiß in die Augen. Sie preßte den Kopf tief in das Kissen und weinte wie ein verzagtes Kind.

Das Leben hatte die kleine Ilse lange sehr liebgehabt, hatte ihr kein Spielzeug zerschlagen, nach dem sie Verlangen trug —, und zu dem ersten jungen Herzeleid kam die bittere Erkenntnis, daß sie, die bewunderte, vielbegehrte, immer sieghafte Ilsebill Rottmann, dem jungen Baron auch nur ein etwas ernsthafteres Sommervergnügen gewesen war.

Wenn der Vater wüßte von jenem Zusammentreffen auf den Feldern, von den heißen Küssen, von den heimlichen Liebesworten — — — Gott sei gelobt, er wußte es nicht. Das hätte sie nicht überlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Konkurrent.

Musikerhumoreske von Walafried Strabo.

„Was? Ein Onkel redet da auch noch mit? Da hört sich doch alles auf!"

Der junge Gründer, Inhaber und Direktor der „Höheren Musikschule" des kleinen Landstädtchens Nonnewitz, Ewald Fink, trommelte in rastloser Hast mit den geschmeidigen Fingern auf die Tischplatte und sah seine Margrit dabei voll entschlossenem Trotze an. „In vier Wochen halte ich um deine Hand an, Margrit. Und wenn der Onkel dazwischenredet, ach was, ich habe eigentlich von Onkels keine schlechte Meinung; eine Achillesferse haben sie alle."

Margrit war nicht ganz so zuversichtlich. „Onkel Albert hat mehr Fersen als Füße, scheint mir. Sie wachsen wie die Köpfe der Hydra," sagte sie dann, „aber er weiß sie so geschickt hinter seinen australischen Geldsäcken zu verbergen, daß man sie nicht sieht . . ."

„Hahaha, sehr gut", rief der optimistische Jünger der Klaviermuse, „doch zur Sache: Das ist wohl ein sogenannter Erbonkel, wie?"

„Er tyrannisiert uns schon seit — man kann sagen — seit Jahrzehnten! Er hat eine Faktorei in Australien geerbt und bezieht von dort seine Zinsen. Überall will und muß er mitreden, sonst läßt er das Damoklesschwert der Enterbung herabsausen, und unsere Zukunft steht auf dem Spiele. Es ist furchtbar."

„Ja, — aber was soll er denn gegen mich haben?"

„Oh, sehr viel! Ein Künstler ist ihm soviel, wie ein idealer Hungerkünstler, der brotlosen Tüfteleien nachgeht, Dachkammern bewohnt, deren eine mit einem Regenschirm, andere mit leeren, alten Reisekörben möbliert sind."

Musikdirektor Fink lachte und ließ mit seinen Händen noch schnellere Triller auf der Tischplatte vom Stapel. „Der soll mich in meinem schmucken Häuschen kennen lernen!"

„Klavierkünstler könnten nie eine Frau ernähren, er stellt sie sich als die unpraktischsten Geschäftsleute und dabei ziemlich übergeschnappt vor," ergänzte Margrit und sah ihren Geliebten trotz dieser sarkastischen Rede doch hoffnungslos an.

„Na — und du? Es kommt doch in erster Linie auf dich an, Margrit. Was hast du ihm denn erzählt?"

„Ja, ich — — — wie gesagt . . . das Damoklesschwert . . . er polterte los und war nicht zu beruhigen. In seinen Augen gelte nur der smarte Geschäftsmann etwas. Alle anderen Leute seien nur Hungerleider . . . Und in Nonnewitz sei kein Feld für Geschäftsleute . . ."

Finks Finger hatten die letzten Kapriolen vollführt. Jetzt legte er sie hübsch in Ordnung und auf die zarten Hände Margrits: „Warten wir ab!"

*

Margrit fuhr am Abend wieder in ihre Heimatstadt zurück. Voller Bangigkeit. Daß Onkel Albert nie einwilligen würde, war ihr klar. Ihr blieb nur ein einziger Hoffnungsstahl, als sie hörte, Onkel sei gestern abend auf einige Zeit verreist. Sie fiel der Mama schluchzend um den Hals: „Wenn er doch nur seine australische Weltreise antreten wollte, die er schon seit zwanzig Jahren geplant hat." —

„Gott gebe es.“ sagte die Mutter und seufzte . . . auch wegen des furchtbaren Damoklesschwertes . . .

In Nonnewitz herrschte nicht geringe Aufregung. Alle Herzen der höheren Töchter pochten in heller Begeisterung. Direktor Fink wollte seine Schüler und Schülerinnen in der Öffentlichkeit vorführen. Den ganzen Tag über rollten schon die Wagen und Autos der Gutsbesitzer heran und stauten sich vor dem Konzertsaale. Man hatte allenthalben viel Gutes von dem tüchtigen Musikpädagogen gehört.

Der Abend verlief denn auch programmäßig. Die letzte Pause rückte heran. Im Schlußteile wollte Direktor Fink eine ungarische Rhapsodie von Brahms für zwei Klaviere bringen, bei deren Aufführung er selber mitzuwirken gedachte. Kurz vor Beginn dieser Glanznummer, nachdem der junge Musiker bereits längere Zeit im Saale geweilt und hier sowie da neue Bekanntschaften angeknüpft hatte, — zog ihn der Apotheker Möller aus Nonnewitz, sein väterlicher Gönner, heimlich beiseite. „Sie bekommen Konkurrenz, Herr Musikdirektor“, — flüsterte der leise. „Bin alter Menschenkenner . . .“

Fink sah ihn betroffen an. „Konkurrenz? Wer will es wagen — — —?“

„Ganz gewiß! Kenne Menschen! Sehen Sie da hinten jenen Herrn mit graumeliertem Haar und bartlosem Gesicht? Ist sicher ein Kollege von Ihnen . .“

„Aber ich verstehe nicht, Herr Apotheker“, — flüsterte Fink.

„Sehr einfach! Kenne Menschen wie Medizinflaschen. Schmecke sofort heraus, was drin ist . . .“

„Nun — und — — bitte, sagen Sie es mir schnell heraus, ich muß auf die Bühne.“

„Erkundigte sich eingehend nach den Lebensverhältnissen hier, ob eine Musikschule hier etwas einbringt und so . . .“

„Na — und was haben Sie ihm denn gesagt?“

„Konnte ich denn sofort wissen, wohinaus der Herr wollte? Sagte ihm nur sehr Günstiges und Lobendes darüber, bis ich — — — bis ich merkte, daß er mich aushorchen und selbst ein Konkurrenzunternehmen aufmachen wollte . .“

„Sie sind der größte Esel des 20. Jahrhunderts“, — wollte Direktor Fink sagen, biß sich aber in die Lippen. „Bringen Sie mich mit dem Herrn nach dem Konzerte zusammen . . . Unauffällig, hören Sie? . . . Dem muß der Plan ausgetrieben werden . . . aber gründlich, sag' ich Ihnen. Vorläufig besten Dank!“

Fink eilte etwas erregt, mit hochrotem Kopfe, auf die Bühne und fixierte den Herrn von oben herab. Seinem Aussehen nach konnte er Kollege sein . . . Das Bild Margrits stieg ihm zugleich auf. Nun galt es, doppelt auf der Hut zu sein . . . um ihres und ihrer beiden Glückes willen . . .

*

„Selbstverständlich! Das lag ganz in meiner Absicht, Herr Apotheker“, sagte der fremde Konkurrent nach dem Konzerte. „Ich muß mit dem Direktor sprechen. Aber ganz unauffällig, bitte. Ganz unauffällig! Stellen Sie mich bitte vor . . . Plagwitz ist mein Name.“ Der Menschenkenner empfahl sich bald augenzwinkernd.

Direktor Fink saß seinem heimlichen Konkurrenten nun allein gegenüber. Auf diese Augenblicke kam alles an.

„Ich bin auf der Durchreise hier, Herr Musikdirektor und muß sagen, ich bin ganz überrascht. Das Konzert Ihrer Schule war ja einfach wundervoll . . . So etwas in diesem kleinen Städtchen . . .“

„Sie fühlen sich sehr wohl hier, höre ich?“

„Keineswegs!“ — platzte Fink heraus und verzog keine Miene.

„Wie? Ich verstehe nicht.“

„Das ist ein ganz trostloses Nest hier, und man hat seine liebe Not — —“

„— — — Aber Herr Direktor! Ich bin ja ganz sprachlos . . .“

„Jawohl, mein lieber Herr, man hat's bitter, bitter schwer als Musiker, sich hier niederzulassen oder gar ehrlich durchzuschlagen. Ich esse oft trocken Brot und Sonntags eine Margarinestulle zu Mittag . . .“

„Ich kann mir das gar nicht denken. Ich habe vielmehr den Eindruck gewonnen, daß Ihre Musikschule viel abwerfen muß.“

„Gar nichts. Die meisten Schüler muß ich unentgeltlich unterrichten, nur um die Schule nach außen hin zu halten. Der ganze Abend war nur Theater, Reklame, Bluff, Mache — oder wie Sie's bezeichnen wollen . . .“

„Ja, aber warum bezahlen die Schüler nicht?“

„Weil heute jeder denkt, für die Kunst erst in allerletzter Linie in die Tasche greifen zu sollen.“

„Ich habe mir gedacht, bei diesem Musikverständnis der Nonnewitzer und Umgegend müßten sich sogar zwei, drei tüchtige Musiklehrer — —“

Das war zuviel! — —.

„Herr!“ Fink reckte sich hoch auf. „Wo denken Sie hin? Zwei oder gar drei, wo ich als einzigster schon meine schwere, bittere Not habe, mich hungernd durchzuwinden!“

Der Graumelierte schwieg eine Weile und kaute an seiner Zigarre. Dann sah er den Direktor plötzlich fest an und sagte: „Hm! Gut, daß Sie mir das alles sagen. Ich legte Wert darauf, von Ihnen persönlich Auskunft zu erhalten. Ich will Ihnen nicht verraten, Herr Direktor, weswegen ich frage. Ist auch nicht Ihre Sache. Verzeihen Sie die Störung. Habe die Ehre!“ — So trennten sich die Konkurrenten . . .

*

Zwei Tage später lagen zwei Briefe auf dem Blüthnerflügel im Musiksaale der Höheren Musikschule zu Nonnewitz. Einer von Margrit. Der andere zeigte feste, männliche Schriftzüge.

Zuerst zu Margrit!

Finks Gesicht verfärbte sich um einen Schein blasser. . . . Der Brief schloß mit einem bitteren Vorwurf. — — — „Ewald! Ewald! Nun ist all unser Glück — dahin . . .! Wie konntest du auch so weltfremd sein und Onkel Albert am Schlusse des Konzertes nicht erkennen?! In Verzweiflung! Deine Margrit.“

Halb gebrochen, mechanisch, öffnete er den zweiten Brief. Seine Augen wurden beim Lesen immer weiter und zum Schlusse warf er ihn jauchzend mitten in den Saal, griff lachend in seine Kunstmähne, dann in die Tasten und spielte in rasendem Entzücken eine Fantasie, in der immer wieder Mendelssohns Motiv „Auf Flügeln des Gesanges“ und „Die Ufer des Ganges“ vorkamen.

Was in dem Briefe stand?

„Sie ganz gerissener Geschäftsmann!“

begann er, und schloß: Wenn Sie Margrit haben wollen, meinen onkeligen Segen gebe ich Ihnen sofort! Aber nur unter einer Bedingung, daß Sie nämlich den dritten Teil der australischen Faktoreizinsen laufend für sich und Margrit in Anspruch nehmen wollen. Natürlich wiederum unter einer Bedingung, nämlich, daß Sie mit Ihrem Talent, Konkurrenten aus dem Wege zu schlagen, auch auf australische Woll- und Schafmärkte fernwirken. Von dem Erfolg von vornherein überzeugt, bin ich Ihr vermeintlicher „Konkurrent“ und Onkel in spe

Albert Plagwitz.

Der alte Fritz und der junge Cocceji.

Anekdote, mitgeteilt von Franz Lächler.

Friedrich der Große schätzte den Großkanzler Freiherrn von Cocceji sehr. Dieser hatte einen Sohn, der, nachdem er seine Universitätsstudien vollendet hatte, wieder nach Berlin zurückgekehrt war, um nun Diplomat zu werden. Der König erteilte ihm den Titel eines Legationsrates.

Der junge Cocceji war ein baumstarker, riesengroßer Mann von sehr heftigem Temperament.

Er liebte Barbarini Furore, eine sehr umschwärmte Tänzerin bei der italienischen Oper.

So oft sie tanzte, saß er in der ersten Reihe des Zuschauerraumes, von wo seine Augen ihren tänzerischen Darbietungen unausgesetzt folgten.

Ein anderer junger Mann, der der Künstlerin nicht weniger huldigte, suchte ebenfalls immer einen Platz in der ersten Reihe, und so kam es, daß die beiden bei allen Vorstellungen, in denen die Tänzerin auftrat, Nachbarn wurden.

Die Sache ging eine Weile gut, bis der junge Cocceji eines Abends zu bemerken glaubte, daß die Barbarini seinem Nachbarn freundlichere Blicke zuwerfe als ihm.

Da entbrannte die Eifersucht des jungen Mannes, und, seiner nicht mehr mächtig, stürzte er auf seinen Nachbarn zu, hob den Nichtsahnenden mit Bärenkräften in die Höhe und schleuderte ihn mit einem gewaltigen Wurf auf die Bühne.

Alles schrie entsetzt auf.

Der König aber beugte sich aus seiner Loge und gebot Schweigen. Der so plötzlich aus seinen Träumen gerissene Nachbar des Eifersüchtigen raffte sich schnell auf, wandte sich zu der königlichen Loge und sagte: „Majestät, ich bin schuldlos; der Legationsrat von Cocceji“ — er deutete dabei mit dem Finger auf seinen Nachbar — „hat mich ohne jede Ursache hierher geschleudert.“

Darauf wurde die Vorstellung, nachdem beide Herren sich entfernt hatten, ohne weitere Störung zu Ende geführt.

Der Großkanzler von Cocceji erfuhr noch am gleichen Abend den Vorfall. Er war außer sich vor Schrecken und Zorn und fuhr sogleich in der Frühe des nächsten Tages zum König. Er bat um eine Audienz, die ihm sogleich bewilligt wurde, und sagte mit zitternder Stimme: „Sire, ich komme zu Eurer Majestät, als ein sehr unglücklicher Vater,

tief gebeugt durch das unerhörte Benehmen eines ungeratenen Sohnes. Er hat sich gestern abend in Eurer Majestät Gegenwart einen Frevel erlaubt, der beispiellos ist. Eine solche Verletzung alles schuldigen Respektes für Eure königliche Majestät, alles Anstandes, den er dem hiesigen Publikum schuldig war, verdient die strengste Ahndung, und ich flehe daher Eure Majestät um die Gnade an, mich eine solch strafwürdige Handlung nicht entgelten zu lassen, gegen den Brausekopf aber ohne Schonung vorzugehen."

Friedrich hatte den Großkanzler, ohne ihn zu unterbrechen, ruhig angehört; nun sagte er zu ihm in sehr freundlichem Tone: „Sei Er ganz ruhig, mein lieber Cocceji! Was kann Er dafür? Aber Sein Wunsch soll erfüllt werden; ich werde den Unbedachten auf eine Festung schicken, dort wird er schon zur Raison kommen." Cocceji beurlaubte sich mit leichterem Herzen, als er gekommen war von dem König und fiel vor Erstaunen fast auf den Rücken, als er bald danach erfuhr, daß sein Sohn nach der Festung Glogau geschickt worden sei, aber nicht als Gefangener, nein, als Präsident des Oberlandesgerichts.

Cocceji und mit ihm ganz Berlin schüttelte den Kopf.

Der König aber setzte, als er den Großkanzler einige Zeit danach sprach, sein feinstes Lächeln auf und flüsterte dem alten Cocceji ins Ohr: „Er hat sich wohl gewundert über mich? Aber ich weiß, was ich tat. In dem Herrn Sohn steckt ein ganzer Kerl. Hat mir sehr sehr imponiert damals in der Komödie. War ja unbedacht. Aber ist doch ein Mordskerl, der in Gegenwart seines Königs Nebenbuhler durch die Luft fliegen läßt. Wer andere so rasch fliegen läßt, verdient selbst auch rasch zu fliegen, in die Höhe, Cocceji, versteht Er mich? In die Höhe..."

Wie lernt der Vogel sein Lied?

Auf diese wie auf manche andere Frage gibt der berühmte Ornithologe Friedrich von Lucanus im Maiheft von Velhagen und Klasings Monatsheften Antwort. Es heißt da: „Versuche, die man neuerdings mit jung aus dem Nest entnommenen und in isolierter Gefangenschaft aufgezogenen Singvögeln gemacht hat, ergaben, daß der Gesang keine angeborene Eigenschaft ist, sondern zum Teil erst durch Beispiel erlernt wird. Wohl singen solche isoliert aufgezogenen Vögel, aber die Melodie klingt nur stümperhaft, zum Teil sogar ganz anders, als bei den Artgenossen in der Freiheit. Ich besitze zurzeit einen Stieglitz, den ich zum Studium des Vogelsangs noch im Daunenkleid aus dem Nest nahm und aufütterte. Dieser Vogel bringt durchaus nicht den charakteristischen Stieglitzgesang, sondern läßt einen ganz entarteten Gesang hören, der an Ammergezirpe erinnert. Sogar nicht einmal der Lockton, das hübsche „stieglit", ist ihm eigen, und man sollte doch eigentlich meinen, daß die festgelegten Locktöne durch eine jahrtausendlange Gewohnheit zur erblichen Eigenschaft geworden seien. Durch meine Versuche konnte ich feststellen, daß die jungen Vögel draußen in der Freiheit die Melodie des Gesanges sich nicht erst, wenn sie flügge geworden sind und selbst zu singen beginnen, aneignen, sondern bisweilen schon im Nest. Sie lauschen dann dem Vortrag des Vaters und nehmen bereits dessen Melodie auf. Es ist also ein großer Unterschied, ob man einen jungen Singvogel erst kurz vor dem Ausfliegen aus dem Nest nimmt, oder bereits in den ersten Lebenstagen. Im letzteren Falle wird der Artgesang verstümpert, im ersteren Falle dagegen nicht oder weniger. Freilich gibt es auch Vogelarten, denen der charakteristische Artgesang angeboren ist. Dies ist zum Beispiel bei der Heidelerche der Fall, die, ganz jung aus dem Nest geraubt, später genau ebenso singt, wie der in der Freiheit aufgewachsene Vogel. Der Gesang der Heidelerche besteht nur aus wenigen Tönen, die trillernd und flötend vorgetragen werden. So einförmig der Gesang auch ist, so klingt er doch ungemein lieblich, wie zartes Glockengeläut. Wenn man bedenkt, daß der Stieglitz seinen auch nur einfachen Gesang erlernen muß, die Heidelerche ihn aber als Erbstück mit auf den Lebensweg bekommt, so ist dieser Unterschied eine sehr auffällige Erscheinung, die sich nicht ohne weiteres erklären läßt. Wir sehen also, daß die Biologie unserer heimischen Vögel manches Rätsel birgt, dessen Lösung der Forschung noch vorbehalten ist."

Wie mißt man eine Million Lichtjahre?

Vor ungefähr Jahresfrist wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß es den Forschern auf dem Mount Wilson Observatorium mit Hilfe ihres ungeheuren Fernrohres geglückt sei, die Entfernung des Andromedanebels auf ungefähr 1 Million Lichtjahre festzustellen. Abgesehen davon, daß diese Entfernung für uns unvorstellbar groß ist, da bekanntlich das Licht in einer Sekunde 300 000 Meter zurücklegt, ist die Frage äußerst interessant, wie es überhaupt möglich ist, eine so ungeheure Entfernung genau messen zu wollen. Tatsächlich ist es aber mit Hilfe der neuesten Errungenschaften der Physik und Technik möglich, auch derartige Strecken unter ganz bestimmten Voraussetzungen zu messen. Zu diesem Zweck muß man wissen, daß die Natur der verschiedenen Nebel nicht gleichartig ist, denn während einige Nebel aus leuchtenden Gasen bestehen, hat man durch das Spektroskop festgestellt, daß andere Nebel nur uns als Nebel erscheinen, weil sie so ungeheuer weit entfernt sind, während sie in Wirklichkeit sich aber aus einzelnen Sternen zusammensetzen. Diese Tatsache ermöglicht auch, daß die Wissenschaft sich daran machen kann, die Entfernung dieser ungeheuren weiten Weltinseln — denn um derartige Sterngebilde handelt es sich — zu messen. In diesem leuchtenden Nebel befinden sich nämlich sogenannte veränderliche Sterne, deren Verhältnis vom scheinbaren zum absoluten Licht eine Berechnung der Entfernung ermöglicht. Diese Feststellung wurde, wie eingangs gesagt, von den Astronomen des Mount Wilson Observatoriums benutzt und es ergab sich, daß tatsächlich die Welten, die uns als Nebel am fernen Himmelsraum erscheinen, ungefähr 1 Million Lichtjahre von uns entfernt sind. Damit hat man die größte Entfernung festgestellt, die augenblicklich überhaupt zu beobachten ist. Man hätte die Entfernung auch aus der Lichtstärke der einzelnen Sonnen, aus denen der Nebel besteht, feststellen können, indem man unsere Sonne als Vergleichsobjekt heranzieht und berechnet, in welcher Entfernung unsere Sonne sich befinden müßte, um als so kleines Fünkchen zu erscheinen, wie die Sterne in den betreffenden Nebeln. Aber diese Berechnung wäre nicht richtig gewesen, da wir ja nicht wissen, ob die Sterne, deren Entfernung wir zu messen haben, tatsächlich mit der Sonnengröße übereinstimmen. Nur dann wäre die Berechnung richtig gewesen, wenn die Sterne der Sonne vollkommen gleichwertig gewesen wären, ja dann wäre es eine Leichtigkeit gewesen, diese Entfernungen festzustellen. Nun aber haben die veränderlichen Sterne die Möglichkeit gegeben, jeden Zweifel auszuschalten. Eine Million Lichtjahre bedeutet ja auch für unser Universum keine Kleinigkeit, denn wenn man den neuesten Forschungen Edingstones, Einsteins usw. glauben darf, hat das ganze Universum nur eine Ausdehnung von 10 Millionen Lichtjahren. Sollte dies zutreffen, dann würde die Entfernung des Nebels von unserer Erde ungefähr der zehnte Teil des überhaupt vorstellbaren Universums sein; d. h. wir brauchten nicht mehr mit irgendwelchen phantastischen Unendlichkeitsziffern rechnen, sondern wir könnten mit einer absoluten Zahl uns vertraut machen, die wir, wenn auch nicht sinnlich und in der Vorstellung, aber doch an einem bestimmten Objekt überblicken können.



Bunte Chronik



* **Linkshändigkeit und Charakter.** Neuere Forschungen haben ergeben, daß die Linkshändigkeit viel mehr verbreitet ist, als man gewöhnlich meint, da 10 bis 12 Prozent der Menschen Linkshänder sind. Es ist nun sehr wissenswert, daß sich bei den gleichen Untersuchungen auch ein gewisser Einfluß der Linkshändigkeit auf den Charakter der betreffenden Personen beobachten ließ. Es war nämlich festzustellen, daß linkshändige Männer weibliche und linkshändige Frauen männliche Charakterzüge tragen. Bei Männern mit weiblicher Wesensart soll die linke Körperhälfte in der Regel stärker ausgebildet sein als die rechte, was man besonders bei Künstlern, die häufig weibliche Charaktereigenschaften äußern, wahrnehmen kann. Die rechte Seite dagegen gilt als die männliche Seite und besondere Geschicklichkeit der rechten Hand wäre somit ein Zeichen eines männlich starken Charakters.



Lustige Rundschau



* **Was ihm am besten gefallen hat.** „Was hat Ihnen auf der Hochzeit Ihres Freundes am besten gefallen?" „Daß ich nicht der Bräutigam war."

*

* **Reiseerinnerungen.** „Na, Herr Piesecke, nu sind Se wieder aus Italien zurück, da ham Se wohl schöne Erinnerungen mitgebracht?" „Na und ob, auf der ganzen Rückfahrt is mir de Salami noch uffgestoßen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.